

Das Buch bietet nicht nur ein genaues Bild der Steinindustrie der Magdalénien-Fundstelle von Gönnersdorf, sondern zeigt auch – und das dürfte methodisch noch wichtiger sein –, wieviel Informationen man aus sorgfältig gegrabenen Steininventaren bei Anwendung von gewiß zeitraubenden Untersuchungsvorgängen gewinnen kann. Die ohnehin hervorragende Stellung von Gönnersdorf im europäischen Jungpaläolithikum wird auch durch diese Monographie unterstrichen.

Karel Valoch, Brno

SURIN POOKAJORN: *Archaeological Research of the Hoabinhian Culture or Technocomplex and its Comparison with Ethnoarchaeology of the Phi Tong Luang, a Hunter-Gatherer Group of Thailand*. *Archaeologica Venatoria* 9, 1-278 Seiten, 82 Abb., Tübingen 1988.

Noch bevor 1932 ein internationaler Kongreß die groben Steinartefakte einer Anzahl von Fundstellen im damaligen Indochina als „Hoabinhian“ bezeichnet und eine Definition versucht hat, war dieser Komplex in deutscher Sprache bekanntgemacht worden, wenn auch teilweise unter anderem Namen (O. Menghin, in: *Festschrift/Publication d'Hommage P. W. Schmidt*. Wien 1928, 908-942; Ders., *Weltgeschichte der Steinzeit*. Wien 1931, 41 u. 223-224); ein neuerer kurzer Abriß in deutscher Sprache informiert über den Stand der Forschung in den späten siebziger Jahren (Narr, *Allgemeine u. Vergleichende Archäol.* – Beitr. 2, 1980, 54-64). Dabei konnten die Untersuchungen von S. Pookajorn im Gebiet nördlich von Ban-Kao, einem kleinen Ort im westlichen Mittelthailand, etwa 100 km westlich von Bangkok, noch nicht berücksichtigt werden. (Die geographischen Angaben sind in dem hier besprochenen Buch nicht so einfach zu ermitteln, übersichtlicher bei P. Sørensen, *Archaeological Excavations in Thailand II. Ban-Kao: Neolithic Settlements with Cemeteries in the Kanchanaburi Province*, Pt. 1. Kopenhagen 1967). Bis 1984 lagen darüber nur einige Teilberichte von Pookajorn in Thai vor; eine unveröffentlichte Magisterarbeit von 1984 und einige weitere Aufsätze sind in die hier vorgelegte Tübinger Dissertation von 1987 eingegangen. Sie präsentiert und analysiert die Befunde im Rahmen einer Gesamtdarstellung des „Hoabinhian“ (so die im folgenden verwendete englische Schreibweise).

Es handelt sich um einen Komplex grober Steinartefakte, der von Burma, vielleicht auch Assam, nach den neueren Forschungen von G. Corvinus sogar Ostnepal (Quartär 37/38, 1987, 135-187), über Thailand nach Indochina und Südchina sowie über Malaya nach Nordsumatra verbreitet ist; das entspricht etwa einem Raum von den Britischen Inseln bis in den Westen der Sowjetunion und von Schweden bis Sizilien. Die ältesten bisher datierten Funde gehören in das 12. Jahrtausend v. Chr., und jüngste reichen anscheinend bis wenigstens in das 3. Jahrtausend, – aber da spielen auch Abgrenzungsfragen hinein. Schon seit dem 6. Jahrtausend, wo nicht früher, tritt in einigen Bereichen Keramik auf, und geschliffene Steinbeile kommen dann ebenfalls vor.

Die Frage einer Definition des „Hoabinhian“ (praktisch allerdings eher einer Aufzählung der Bestandteile) wird vom Verfasser nur kurz und referierend abgehandelt. In der Tat kann sie auch nicht einigermaßen befriedigend beantwortet werden, solange man ein „atypisches“ Steinmaterial als Bestimmungskriterium hinzunehmen gezwungen bleibt; was sonst genannt wird, ist schon gar nicht spezifischen Charakters. Mit Recht wird es deshalb abgelehnt, einfach von einer „Kultur“ zu reden. (Dabei fällt auf, daß der moderne Quasi-Kronzeuge D. Clarke in Zitaten zu Wort kommt, die nahezu wörtlich mit Formulierungen V. G. Childes von 1929 übereinstimmen, und für die vor einigen Jahren auf den Zusammenhang mit den Gedanken von G. Kossinna hingewiesen worden ist: B. Trigger, *Time and Traditions*. Edinburgh 1978, 82-83; eingehender U. Veit, *Saeculum*, 35, 1984, 326-364). Früher hätte man vielleicht von so etwas wie einer „Steinindustrie“ gesprochen; doch zieht man heute weithin den Ausdruck „Technokomplex“ vor: Das klingt modern und für manche Ohren offenbar „(natur-)wissenschaftlicher“, ist aber schwerlich besser.

Wie auch immer, die Steinartefakte genügen nicht den Ansprüchen des Formkriteriums, zeigen sie doch nichts, was nicht durch Material und Zweck hinreichend zu erklären wäre (zur Spezifität und zu den Beziehungskriterien vgl. Narr, *Studien zur älteren und mittleren Steinzeit der Niederen Lande*. Bonn 1968, 4-5 u. 16 f. sowie a. a. O. 38 f.). Eine gewisse Ausnahme mögen die sog. „Sumatralithen“ machen (dazu die „round unifacial choppers“ von Corvinus a. a. O.), doch ist bei derart einfachen Steinartefakten stets die Möglichkeit mehrfacher Erfindung bzw. „Entwicklung“ in Betracht zu ziehen: Warnend kann hier etwa das Vorkommen von Kern- und Scheibenbeilen in Israel stehen (Feldforschungen und freundliche Mitteilung von W. Taute), die sich formal durchaus nordeuropäischen Vorkommen einfügen ließen, d. h. über eine Entfernung, die sich noch im Rahmen der Maße des Hoabinhian bewegen würde. Gewiß fehlen bei diesem Beispiel die Zwischenglieder, und so wird man nicht ohne weiteres einen „historischen“ Zusammenhang annehmen. Aber auch für das Hoabinhian bleibt die Streuung der Fundstellen bzw. die Verteilung relativer Konzentrationen nach wie vor recht locker. (In seiner Zusammenstellung von Kurzbeschreibungen der Hoabinhian-Fundstellen berücksichtigt Pookajorn für Vietnam nur neuere Publikationen, wie er sagt: „because I do not read French“, und zu den Sprachkenntnissen fällt im übrigen auf, daß er deutschsprachige Literatur offenbar nur nennt, soweit es sich um Tübinger Autoren handelt.) Im Grunde kann das mangelnde Formkriterium nicht ausreichend durch einen Kontinuitätsnachweis wettgemacht werden: Das Hoabinhian läßt sich eher von anderen Komplexen abheben als durch eigene Kriterien bestimmen, und nur sehr grob ist eine Art von

Ausschließungskriterium zu verwenden, nach dem innerhalb eines bestimmten Raumes und einer bestimmten Zeit lediglich Funde mit dieser rohen Steinindustrie und nichts anderes bekannt geworden sind. Das möchte man sich zwar besser belegt wünschen, aber was nicht ist, läßt sich nicht erzwingen, – und immerhin gilt dieses methodische Problem *mutatis mutandis* ja auch für die „Geröllindustrien“ schlechthin.

Die Art der Artefaktanalyse dürfte die hauptsächliche Frucht des Deutschlandaufenthaltes des Verfassers sein. (Ob es weitere gibt, kann man diesem Buch nicht entnehmen.) Daß die Steinwerkzeuge in der Technik des harten Schlages von Stein auf Stein und in Meißeltechnik (mit Geweih) hergestellt wurden, mag wohl sein, aber die Experimente mit stark abweichendem Rohmaterial vom Bodensee sagen dafür kaum mehr aus als die allgemeinen Erfahrungen heutiger Steinschläger. Ob die Klassifizierung der Abschläge, die Pookajorn in der Hauptsache nach der Umrißform vornimmt, wirkliche „Typen“ (A-F) erfaßt und welche Bedeutung diese haben, mag hier offen bleiben; mit den sieben „Geröllartefakten“, die „samples“ (von was?) sein sollen, steht es in dieser Hinsicht auch nicht viel besser. Des weiteren werden – in Anlehnung an einen entsprechenden Versuch an Faustkeilen durch G. Albrecht (*Archaeologia Venatoria* – Mitteilungsbl. 7, 1984, 6-23) – sechs Gruppen nach der (möglichen!) Verwendung herausgearbeitet. Ohne Belege für die tatsächliche Funktion bleibt das jedoch im Grunde nur eine formale Ordnung nach anderen Gesichtspunkten, nämlich nach Umfang und Lage der an die Kante anschließenden Flächen. Nach einer unveröffentlichten Magisterarbeit von R. Thosarat an der University of Pennsylvania soll mit Hoabinhian-Artefakten Holz bearbeitet worden sein, doch bleibt das ohne die Vorlage brauchbarer Mikrophotos von Experiment und Fundstück unkontrollierbar (zur grundsätzlichen Möglichkeit, aber auch zu den Grenzen solcher Untersuchungen selbst an groben Materialien vgl. G. Lass, *Germania* 68, 1990, 1-18; zu Stücken aus zumindest hoabinh-artigem Zusammenhang ebda. 13). Eine Zusammenfassung von Pookajorn bringt indes wieder eine andere Einteilung, diesmal in neun Gruppen (S. 97: Gruppen 1-6 bei „Cultural level I“; S. 98: Gruppen 7-9 bei „Cultural level II“), die in einigen Fällen nur aus ein oder zwei Exemplaren zu bestehen scheinen. (Es wäre nicht schlecht gewesen, hätte Pookajorn sich stärker eines – auch wörtlich zu nehmen – naheliegenden Vorbilds bedient: H. R. van Heckeren u. E. Knuth, *Archaeological Excavations in Thailand. I. Sai Yok: Stone-Age Settlements in the Kanchanaburi Province*. Kopenhagen 1967.) Ob drei dieser „Gruppen“ in den unteren Lagen fehlen, wird nicht restlos klar, – wie so vieles in dieser Arbeit (vgl. dazu unten), doch würden nur diese „Kurzbeile“ (short axes), Sumatralithen und Spaltkeile (cleavers) in der Generaleinteilung den „Cultural level II“ (mit Radiokarbonaten in den Jahrhunderten um oder nach 2000 v. Chr.) von dem „Cultural level I“ (mit Radiokarbonaten zwischen etwa 9000 und 6000 v. Chr.) abheben, soweit es die Steinwerkzeuge betrifft. Ansonsten bliebe als auszeichnendes Merkmal nur die (hier etwa vier Jahrtausende später als in der Spirit Cave auftretende) Keramik, die sehr eingehend analysiert und beschrieben wird. Der Verfasser führt ihr Vorkommen auf Beziehungen mit sesshaften und wahrscheinlich Ackerbau betreibenden neolithischen Gruppen zurück. Ob man wegen der geringen Zahl von Scherben in den Höhlenfunden und der Unmöglichkeit, daraus (mit Ausnahme der Heap-Höhle) ganze Gefäße zu rekonstruieren, daran denken soll, daß die Höhlenbewohner „may have done casual collections of potsherds“ im Tiefland, mag auf sich beruhen, denn wie allenthalben in diesem Buch kann es sich dabei ebensogut um einen sprachlichen Fehler handeln. Im „Cultural level III“ (mit Radiokarbonaten zwischen 1500 und 800 v. Chr.) ist die Keramik u. a. von der schwarzpolierten Ban Kao-Art, doch dürften diese jeweils oberen Schichten teilweise gestört sein; ein angebliches Reiskorn wird ohnedies eher für ein verkohltes Stück Holz gehalten (K. Pyraman in: „Foraging and Farming: The Evolution of Plant Exploitation“, Hrsg. v. D. R. Harris u. G. C. Hillman. London/Boston/Sydney/Wellington 1989, 289).

Die Funde von Tierknochen entsprechen im großen und ganzen dem, was auch sonst aus den Hoabinhian-Fundstellen bekannt ist, nämlich hauptsächlich verschiedene Hirscharten, Wildschwein und Stachelschwein, vereinzelt Tiger und Krokodil, dazu Ratten, Schildkröten, Eidechsen, Frösche und Schaltiere. Ob einzelne lokale oder stratigraphische Varianten von größerer Bedeutung sind, muß ganz dahin gestellt bleiben; Affen allerdings scheinen auf die Spirit Cave und den Banyan-Bereich beschränkt zu sein, doch ob man daraus auf eine Jagd von Baumtieren mit überlegenen „tools“ von fortgeschrittenerer Technik schließen darf (S. 165), ist wieder eine andere Frage; wohl aber wird man zustimmen müssen, wenn ganz allgemein die Rede ist von einem wahrscheinlich „more sophisticated hunting equipment than the lithic material would indicate“ (82). Eine einzelne Nennung von *Canis* aus einer Tiefe von 100 cm in der Mend-Höhle einem der „cultural levels“ zuzuweisen, war dem Rez. nach den Angaben des Buches nicht möglich; es fehlt weitgehend an Korrelationstabellen, und lediglich mit einigem Suchen konnte festgestellt werden, daß der Fund innerhalb einer 1,60 m dicken Schicht angetroffen wurde, für die summarisch auch das Vorkommen von „Sumatralithen“ angegeben wird.

An Pflanzen sind vor allem Fragmente von Samen und Schalen erhalten, die zu einem guten Teil von essbaren Pflanzen stammen. Gewiß lassen sie den Schluß auf eine Zugehörigkeit des Gebietes zur Zone der trockenen Monsun-Wälder zu, aber selbstverständlich ist das Bild bei weitem nicht vollständig. Es dürfte auf lokale ökologische Unterschiede zurückzuführen und ohne besondere Bedeutung für die Lebensführung sein, daß die in der nordthailändischen Spirit Cave festgestellten Pflanzenreste von anderer Art sind als die in den Höhlen von Ban Kao, denn essbare Wurzeln werden unter den gegebenen Bedingungen auch damals die hauptsächliche Pflanzennahrung geliefert haben. Von solchen Vegetabilien aber sind kaum Reste zu erwarten, so u. a. von dem wilden wie dem kultivierten Yams.

Das gilt auch für die unter Beteiligung von Pookajorn erforschten Mlabri, eine Gruppe von Phi Tong Luang (= „Geister der gelben Blätter“), von denen die Yumbri bereits vor einem halben Jahrhundert, allerdings nach einem nur kurzen Aufenthalt, von H. A. Bernatzik beschrieben wurden (in allgemeinerer Form in dem leicht zugänglichen Buch „Die Geister der gelben Blätter“. Leipzig 1941). Das ethnisch-genetische Verhältnis der beiden zueinander ist im einzelnen ungeklärt, doch stimmen die hier interessierenden kulturellen Grundzüge so weit überein, daß nicht näher darauf eingegangen zu werden braucht. Unterschiede bestehen anscheinend in der Hauptsache im Hinblick auf die Einflüsse der benachbarten Bodenbauvölker. Als interessante Einzelheit sei nur herausgehoben, daß beide Gruppen sich zur groben Bearbeitung erworbener Eisenstücke eines Kolbengebläses bedienen, das leicht aus Mitteln des Waldes herzustellen und daher für ein unstetes Leben gut geeignet ist, allerdings auch von benachbarten Bodenbauvölkern benutzt wird und wohl von diesen übernommen worden sein dürfte (Bernatzik a. a. O. Abb. 65).

Für die Yumbri wurden neben vereinzelt von den Lao und den Meau/Meo erworbenen eisernen Messern Flachmesser und Spitzmesser aus Bambus erwähnt und betont, daß die nur ganz vereinzelt im Tauschhandel erworbenen Speere lediglich als Stoßwaffe Verwendung fanden (Bernatzik a. a. O. 147 u. 149), wie denn überhaupt gegenüber dem Fangen von allerhand Kleingetier die eigentliche Jagd nur eine untergeordnete Rolle spielt. (Die in einiger Zahl gehaltenen Hunde sind teilweise auf den Fang von Schildkröten und Eidechsen abgerichtet.) Demgegenüber betont Pookajorn die Bedeutung der eisernen Speere und der Jagd, muß aber gleich hinzufügen, daß derzeit keine solchen Waffen hergestellt werden.

Gleichwohl berichtet er, daß größeres Wild (genannt werden Hirsche, Wildschweine, Stachelschweine, Bären und sogar Tiger und Elefanten) von einer Gruppe gejagt und dabei der Speer nicht auf lebenswichtige Organe gerichtet wird, sondern das Tier schwächen soll, bis es stirbt. Offen bleibt, ob solche Jagd wirklich beobachtet oder darüber lediglich von Gewährleuten berichtet wurde, und wie immer wäre zu bedenken, was diese gefragt worden sind bzw. was man in sie hineingefragt hat. (Ob vielleicht auch der Blick auf das Hoabinhian dabei eine Rolle spielt?) Es mag unfair erscheinen, solche Bedenken zu äußern, doch wenn man sieht, wie ausführlich andere Aspekte der Kultur der Phi Tong Luang behandelt werden, sind die Äußerungen über die Jagd erstaunlich dürftig. Das Ausgraben von Ratten, Eidechsen und Schlangen, das Greifen von Insekten, Vogeleiern, Nestlingen, terrestrischen Gastropoden und die Gewinnung von Honig, deren Art ungewiß bleibt, muß man wohl eher der Sammeltätigkeit zuordnen; über die Art der Gewinnung von Schildkröten, Krabben, Fischen und Schalthieren wird nichts weiter gesagt. Erwähnenswert ist jedoch, daß auch das Sammeln von Kleingetier und Pflanzennahrung, soweit es über einen engeren Umkreis hinausgeht, Sache der Männer ist.

Pflanzennahrung steht offenbar reichlich zur Verfügung, und von besonderer Bedeutung erscheint dabei der Yams. Anders als die benachbarten Meau/Meo, die Reisanbau betreiben, reißen die Mlabri nicht die gesamte Yams-Wurzel heraus, sondern graben ein etwa 30 cm tiefes Loch und schneiden dann nur einen solchen Teil der Wurzel ab, daß sie erneut wachsen kann; sie kehren dann zu diesen Stellen zurück, wenn die Wurzeln wieder ihre volle Größe erreicht haben. Auf diese Art wird von Yams-Anbauern auch der botanisch ohnedies dem wilden sehr nahestehende kultivierte Yams geerntet (J. C. White in „Foraging and Farming: The Evolution of Plant Exploitation“, Hrsg. v. D. R. Harris u. G. C. Hillman. London/Boston/Sydney/Wellington 1989, 157.) Hier sei nicht näher auf die weiteren Angaben zur Kultur der Mlabri eingegangen, bei denen vor allem die sozialen Verhältnisse eingehend behandelt werden. (Der Verf. stellt – offenbar mit einem gewissen Erstaunen – fest, daß diese nicht den Theorien von Morgan und Engels entsprechen.) Sie sind ihm vor allem deshalb wichtig, weil er glaubt, auf diese Art vergleichend etwas über die Zustände bei den Hoabinhian-Leuten erfahren zu können.

Wir haben es also mit der Variante „ethnoarchäologischer“ Interpretation zu tun, bei der ein prähistorischer Komplex durch ein bestimmtes heutiges Volk, das im gleichen Raume lebt, zu verstehen gesucht wird. Das ist ein ganz anderes Prinzip und bedingt auch andere theoretische Voraussetzungen als ein Ansatz, der grundlegende „Strukturen“ – oder wie immer man es nennen mag – aus einer möglichst breiten völkerkundlichen Grundlage herauszuarbeiten sucht. Geht man den Weg, den auch Pookajorn einschlägt, muß freilich verlangt werden, daß die für den Vergleich vorausgesetzte engere Zusammengehörigkeit sich irgendwie aufzeigen läßt. Die Feststellung, daß die Phi Tong Luang heute keine Steinartefakte mehr benutzen, ist analog auch in anderen Gebieten und bei anderen Völkern zu treffen, und kann einen Zusammenhang nicht ausschließen. Aber ob man einfach sagen darf, daß Tätigkeiten, für die heute eiserne Werkzeuge usw. verwendet werden, früher mit Steinartefakten erledigt wurden, ist eine andere Frage: Es ist nur als kühne Behauptung zu werten, daß die beilförmigen oder spitzen Steinartefakte des Hoabinhian an einen Stab befestigt in ähnlicher Weise wie die Speere der Mlabri benutzt wurden; ähnlich ist schwer einzusehen, warum die Hoabinhian-Leute sich zum Ausgraben von Tieren (und auch Wurzeln) der schaberartigen und spitzen Steinwerkzeuge bedienen sollen, statt des einfachen Grabstockes. (Den wahrscheinlich größten und vielleicht wichtigsten Teil des Waffen- und Werkzeuginventars des Hoabinhian werden wir gar nicht kennen, und auch der Verf. ist an anderer Stelle offenbar dieser Einsicht nahe: vgl. oben S. 239 das Zitat von Pookajorn von S. 82). Die Mlabri sind dem Aufenthalt in Höhlen abgeneigt, und es ist ja auch durchaus offen, ob Höhlen der normale und gängige Aufenthaltsort für das Hoabinhian gewesen sind: Hier ergeben sich die gleichen Fragen der leichteren Auffindbarkeit von Funden in Höhlenstationen gegenüber denen im Freiland wie in anderen Erdgebieten. Da während der Zeit des Hoabinhian offenbar im wesentlichen die gleichen natürlichen Bedingungen herrschten wie heute,

kann es nicht verwundern, wenn unter prinzipiell gleichartigen Wirtschaftsbedingungen auch die Nahrungsmittel weitgehend übereinstimmen; gewisse Unterschiede bei den Pflanzen mögen auf Erhaltungsbedingungen zurückzuführen sein, die den Samen günstiger waren als z. B. Knollen und Wurzeln. Eine auffällige Übereinstimmung scheint sich indes bei der Zubereitung abzuzeichnen: In beiden Fällen ist die Benutzung von Bambusabschnitten zum Kochen belegt (vgl. Bernatzik a. a. O. Abb. 56), wenn damit auch heute zumeist Reis gekocht wird, aber auch Fleischstreifen; die Bereitung von kleineren Fleischstücken in solchen, als verkohlte Reste erhaltenen Behältern darf wegen der starken Zerkleinerung von Knochen auch für das Hoabinhian angenommen werden. Indes haben wir es hier wohl mit einem bezeichnenden Beispiel dafür zu tun, daß eine Übereinstimmung aus Material und Verwendungszweck hinreichend erklärt werden kann, d. h. die Bedingungen des Formkriteriums nicht erfüllt sind und deswegen dieses Element nicht für die Herstellung engerer Beziehungen verwendet werden darf. Als Grundlage für die Heranziehung bleibt einmal die vorweggenommene Überzeugung von einem regionalen Weiterleben des Hoabinhian, zum anderen aber die Doktrin, daß bestimmte kulturelle Grundstrukturen in gleichartiger Umwelt zur gleichen kulturellen Prägung führen, was dann aber wiederum einen engeren „historischen“ Zusammenhang unnötig macht und die kulturellen Übereinstimmungen aus gleichartig formenden exogenen Kräften erklären ließe. Unabdingbar ist aber in jedem Fall der prinzipiell sammlerisch-jägerische Grundcharakter im Hoabinhian und bei den Phi Tong Luang.

Doch ist das wirklich so selbstverständlich? Im Grunde erschließt man einen sammlerisch-jägerischen Grundcharakter in Fällen wie dem Hoabinhian ja lediglich aus dem Fehlen des Nachweises von Ackerbau und Viehzucht. Auch die Gerätschaften für eine produzierende Nahrungswirtschaft sind uns zumeist unbekannt. Die könnten im Falle des Hoabinhian ebenso wie vieles andere, z. B. die Behausungen bei den Freilandstationen, aus Holz und dergleichen bestehen. Einfacher Anbau von Knollenfrüchten, vor allem von Yams, würde wahrscheinlich keine Spuren hinterlassen. Daß man aus der Einfachheit von Steingeräten nicht auf entsprechende „Primitivität“ der Wirtschaftsweise schließen kann, ist ausreichend durch Beispiele belegt. Keramik ist natürlich kein sicherer Indikator für den Pflanzenanbau, darf aber wohl doch als Anzeichen einer gewissen Sesshaftigkeit gewertet werden. Hier wäre ein Blick auf andere Völker des südostasiatischen Raumes nützlich gewesen, wo die weitgehend zur Sesshaftigkeit gelangten Andamanesen Keramik herstellen und benutzen, mögen sie diese auch ursprünglich von anderen übernommen haben. Die Diskussion über die Möglichkeiten eines einfachen Bodenbaues im Hoabinhian soll hier nicht aufgegriffen werden. (Sie geht letzten Endes über den öfters genannten C. O. Sauer auf O. Menghins Konzept einer altpflanzerischen Kultur zurück: Vgl. Narr in *Allgemeine und Vergleichende Archäol.* – Beitr. 2, 1980, 61-64 mit Literaturangaben zur neueren Diskussion.) Sie bleibt gewiß hypothetisch; aber ist denn die Annahme sammlerisch-jägerischen Charakters so viel besser begründet? Die Frage muß gestellt werden, auch wenn sie an einige Grundfesten der Urgeschichts- und insbesondere der Paläolith- und Mesolithforschung rührt.

Das Arrangement der hier besprochenen Dissertation ist offenbar um eingehende und übersichtliche Gliederung bemüht, doch um die Ausführung steht es schlimm. Im Abbildungs- und Kartenteil gibt es Unklarheiten: Den Fundort Bang wird am ehesten finden, wer die Karte von Sørensen, die offenbar stillschweigend als Grundlage benutzt worden ist, zur Verfügung hat und feststellt, daß „Bang“ zu „Eang“ geworden ist (wohl beim Umzeichnen); die drei in Tasche mitgegebenen Beilagen stehen in der fortlaufenden Numerierung der Tafeln, ohne daß dort darauf hingewiesen würde. Viel ärger jedoch kommt es allenthalben im Text. Wer z. B. glaubt, aus der Darlegung der Schicht(engruppe) I aus S. 97 eine Übersicht über deren Steinartefakte gewinnen zu können, muß schließen, daß es darin keine „Sumatralithen“ gibt; im Abschnitt über die Schicht(engruppe) II erfährt er dann aber auf S. 98, daß außer den sechs Artefaktgruppen, die bei Schicht(engruppe) I genannt werden, „there are 3 more types in Cultural Level I“, darunter auch „Sumatralithen“. Liest man aber auf S. 86, daß den Sumatralithen Indonesiens vergleichbare Artefakte in Schicht 2 der Khao Talu-Höhle zusammen mit Keramikscherben vorkommen und nach einer Angabe auf S. 151 der Schicht(engruppe) II zuzurechnen sind, wird man stutzig und fragt sich, ob es nicht vielleicht heißen müßte „3 more types than in Cultural Level I“ bzw. „three more types in cultural level II“; indes werden auf S. 89 Sumatralithen für die Ment Cave in der allerdings 1,60 m starken Lage 3 des einzig untersuchten „trial trench“ angegeben, deren Inhalt auf die Schicht(engruppe) I deutet. Vielleicht läßt sich das in Wirklichkeit ja alles gar nicht so eindeutig zuordnen und trennen, aber wenigstens das möchte man erkennen können.

Solche Hinweise sind keineswegs boshaft herausgepickt oder weit hergeholt; vielmehr steht der Leser immer wieder vor rätselhaften Textpassagen und ist gezwungen zu überlegen, was denn eigentlich gemeint sein könnte. Der Rez. hält nicht viel davon, Druckfehler und ähnliches aufzuzählen, und hier wäre das ohnehin nicht möglich, denn es wimmelt davon ebenso wie von Lücken, Verschiebungen usw. Dabei ist die Annahme einer solch unglaublichen Schlamperei – anders kann man es wirklich nicht nennen, wer immer dafür verantwortlich sein mag – noch eine milde Beurteilung, die von einer wohlwollenden Interpretation des Textbefundes ausgeht, denn an die Fülle von grammatischen und lexikalischen Fehlern, die andernfalls vorläge, möchte man lieber nicht glauben, wenn es auch schwerfällt. (Immerhin soll der Text von I. Glover und G. G. Pope durchgesehen worden sein, und das könnte fast vermuten lassen, hier sei eine unkorrigierte Fassung gedruckt worden.) Immer wieder ist man versucht, das Buch verärgert aus der Hand zu legen, und es wirkt schon fast

erquickend oder wenigstens erheiternd, daß ausgerechnet in einer in Tübingen gedruckten Schrift, abgesehen von dem vorausgeschickten „abstract“, nicht einmal der Betreuer der Arbeit vom durchgehenden Verlust der Umlaute verschont geblieben ist.

Es ist wirklich zu fragen, ob der Zeitaufwand und nicht zuletzt die Qual der Lektüre sich denn lohnen. Mit anderen Worten: Was bleibt eigentlich, wenn man wohlwollend von den formalen und methodischen Mängeln einmal absieht? Zunächst natürlich die Information über eine wichtige Fundstellengruppe des Hoabinhian, wenn man sich das auch in manchen Punkten präziser wünschen möchte. Bei der morphologischen Analyse der Steinwerkzeuge ist gewiß fraglich, inwieweit man es mit wirklichen „Typen“ zu tun hat, doch konnte eine Ordnung herausgearbeitet werden, die auch für weitere Fundstellen eine Verständigungsgrundlage bieten mag. Die Fundstellenliste und die Gesamtdarstellung des Hoabinhian sind zweifellos willkommen, obwohl sie kaum etwas neues bringen und z. B. die Pionierarbeit von Madeleine Colani leider zu kurz kommt. Ebenso wichtig aber ist die Herausarbeitung der Umweltbedingungen und ihr Vergleich mit heutigen Verhältnissen; die Beschreibung einer darauf eingestellten Sammler- und Jägergruppe eröffnet zumindest mögliche Vorstellungen, auch wenn diese methodisch kaum reflektiert und zu eng gefaßt werden. Schade, daß die gewiß in löblicher Absicht erstellte und im einzelnen auch nützliche Arbeit von so zahlreichen und vermeidbaren Unzulänglichkeiten überschattet wird! Alles in allem jedoch beschleicht einen ein großes Unbehagen: Die immerhin als Dissertation zum Erwerb des Doktorgrades einer deutschen Universität angefertigte Arbeit wird wohl ihren Weg in den englischen Sprachraum finden, aber gewiß nicht das Ansehen deutscher Förderungsinstitutionen und akademischer Grade heben, – und das mit Unterstützung des Deutschen Auswärtigen Amtes und des Deutschen Akademischen Austauschdienstes.

Karl J. Narr, Münster

GERHARD J. FOCK, DORA FOCK: *Felsbilder in Südafrika, Teil III: Die Felsbilder im Vaal-Oranje-Becken*. Hrsg. R. Kuper. Fundamenta Reihe A, Band 12/III. 162 S. mit 199 Abb. und 151 Taf. Böhlau Verlag Köln-Wien 1989.

Im dritten Band der Reihe „Felsbilder in Südafrika“ berichten G. J. und D. Fock über die Ergebnisse ihrer langjährigen Forschungen im Vaal-Oranje-Becken, das ein Areal von annähernd 70 000 km² zwischen dem 20. und 29. Grad südlicher Breite umfaßt. Die überwiegend offene Graslandschaft, die von den Tälern des Vaal, Oranje, Hartz und Riet gegliedert wird, liegt im Süden 900 m, bei Kimberley 1 200 m über dem Meeresspiegel. Das Klima ist semiarid bis arid. Bei den beschriebenen 134 Stationen handelt es sich fast ausschließlich um Plätze mit Gravierungen, d. h. eigentlich ja um in den Felsen gehauene Bilder auf freiliegenden Andesitkuppen und -blöcken. Die 12 Grotten mit Malereien beschränken sich auf die Dolomitklippen des Ghaap-Plateaus und der Asbestberge im Norden und Westen des Oranje und Vaal. Die Malereien stellen allerdings nur einfache Symbole wie Punktreihen, Kämme usw. dar; realistische „Buschmannkunst“ gibt es dort bisher noch nicht.

Einige der Stationen weisen nur wenige, andere dagegen Hunderte von Gravierungen auf. Mit 3 362 erhaltenen Darstellungen ist Driekops Eiland I am Rietfluß die zweitgrößte Felsbildstation in Südafrika nach Klipfontein (vgl. Band I der Reihe). Die Themen sind vor allem Tiere, Zeichen und seltener Menschen. Sie kommen nicht wahllos nebeneinander vor, sondern weisen verschiedene räumliche Schwerpunkte auf; sie dürften wohl wenigstens z. T. unterschiedlichen Zeit- und Kulturhorizonten angehören. In der Regel gibt es keinen unmittelbaren Hinweis auf das Alter der Gravierungen. Nicht einmal der Erhaltungszustand an ein und derselben Station erlaubt sichere Aussagen zur relativen Abfolge, da man beobachtet hat, daß Gravierungen im Hochwasserbereich der Flüsse schneller „altern“ als solche, die dort höher liegen, dafür aber wiederum durch andere Faktoren wie Wind, Sand oder Sonne unterschiedlich verändert werden. Aus diesem Grund kommt Driekops Eiland I überragende Bedeutung für die Datierung wenigstens der geometrischen Zeichen zu, die diesen Platz kennzeichnen, da es Butzer gelang, die Bildfelsen in die Landschaftsgeschichte einzubinden und nachzuweisen, daß diese mehrfach von mächtigen Flußsedimenten verschüttet und dann wieder vom Riet freigespült wurden. Sie waren also nur in Perioden starker Erosion zugänglich, die zwischen 2 500 – 2 200 BP und 1 200 und 800 BP angesetzt werden. Durch ähnliche geomorphologische Hinweise gelang es Butzer, einen groben Rahmen für die Entwicklung der südafrikanischen Felskunst im Freiland während der letzten 3 000 Jahre abzustecken. Durch die Grabungen in der Wonderwerk-Höhle (Band II) weiß man allerdings, daß man seit wenigstens 10 200 Jahren mit gravierten Tierbildern rechnen darf.

Nach dem Wunsch des Herausgebers sind die „Felsbilder in Südafrika“ reine Dokumentationen. Dem entspricht der Aufbau des vorliegenden Bandes. In der Einleitung wird über das Arbeitsgebiet, die relative Chronologie des Materials, über Landschaft und Klima, über frühe Berichte und die Dokumentationsmethodik berichtet. Allerdings geht die angewandte Dezimalklassifikation der Graviertechniken nur in die Unterschriften zu den Textabbildungen, nicht aber in den Katalog- und Tafelteil ein. Leider sind den Verfassern oder der Redaktion bei den Abbildungshinweisen zu den